

Vom christlichen Abendland zur multireligiösen Gesellschaft – Kirche im interreligiösen Dialog Vortrag in der Lutherkirche Neuwürschnitz 26. September 2015

Zwei Reizworte in einem Titel. Fangen wir mit dem ersten an: „**Christliches Abendland**“ – ein Begriff, der für mich eher negativ besetzt ist. Denn in meiner Kinder- und Jugendzeit (50er und 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts), als die Bevölkerung Westdeutschlands sich zu fast 90 Prozent als Christen verstanden, sah sich der christlich geprägte Westen im militanten Widerspruch zum atheistisch-kommunistischen Osten, und als wir 1968ff aufbegehrten gegen überkommene, kirchliche Traditionen, rückten vor allem die dunklen Seiten des christlichen Abendlandes in den Vordergrund: von den Kreuzzügen angefangen über Hexenverbrennungen und das Versagen der Kirchen vor der sozialen Frage im 19. Jahrhundert bis hin zum Nationalsozialismus, dem die Kirchen viel zu wenig und viel zu spät die Stirn boten. Was also sollte verteidigt werden vom christlichen Abendland gegen den Kommunismus – zum Beispiel im Vietnamkrieg? Worin sollten wir eine moralische Überlegenheit des christlichen Abendlandes erkennen, wenn dieses Abendland eine schreckliche Hungerkatastrophe wie die in Biafra zuließ?

Dass das christliche Abendland kein einheitliches Gebilde, auch nicht als einheitlicher ideologischer Überbau erhalten kann, wurde mir mit dem Aufkommen anderer Religionen in der westdeutschen Gesellschaft bewusst. Zu meiner Kinder- und Jugendzeit erfuhren wir von der Existenz anderer Religionen durch Erzählungen der Missionare, die ab und zu auftauchten im Kindergottesdienst – und letztlich das Bild bestätigten: alles Gute kommt aus dem christlichen Europa. Doch dann rückten 1968ff die Fragen in den Vordergrund, ob Mission nicht ganz viel mit Kolonialisierung, Gewalt und Krieg zu tun hat. War die Ausbreitung des Christentums in Afrika tatsächlich ein zivilisatorischer Fortschritt, oder doch eher Ursache für die Verwerfungen, denen die Staaten Afrikas seit den 60er Jahren bis heute ausgesetzt sind? Gleichzeitig lernte ich dann aber auch, wie sehr der christliche Glaube sich als Kraft erwies für den Befreiungskampf der Menschen: Bürgerrechtsbewegung in der USA verbunden mit dem Namen Martin Luther King, oder der Kampf gegen die Apartheid in Südafrika verbunden mit den Namen Desmond Tutu oder Nelson Mandela, oder die Kraft der Friedensgebete verbunden mit Namen wie Christian Führer, Propst Heino Falcke oder Friedrich Schorlemmer. Doch ging es denen um das „christliche Abendland“ oder versuchten sie nicht gerade ein glaubwürdiges Christentum zu leben, das ökumenisch ausgerichtet und an alle Welt gerichtet ist? Wie verhält sich die Rede vom „christlichen Abendland“ zur weltweiten Ökumene und zum interreligiösen Kontext? Sollten wir nicht den Begriff christliches Abendland aufgeben und zurückkehren zum Gedanken aus Matthäus 28: Gehet hin in alle Welt? Sollten wir nicht

vom christlichen Glauben und der Aufgaben der Christen und der Kirchen in der **einen** Welt Gottes sprechen – und uns darum auf Augenhöhe begegnen mit den Menschen aus aller Welt?

Und nun der andere Begriff: „**multireligiöse Gesellschaft**“ oder salopp „Multikulti“. Ein Reizwort. Meine erste Begegnung mit multireligiösem Zusammenleben hatte ich nicht in Deutschland, sondern in den USA Ende 70er Jahre. Dort findet man in den Städten nicht nur eine Vielzahl von Kirchen der unterschiedlichsten christlichen Konfessionen, sondern Gottes- und Gebetshäuser auch von Sekten und anderen Religionsgemeinschaften. Religion wird in den Städten mit großer Selbstverständlichkeit gelebt. Das hat mich immer wieder beeindruckt. In Deutschland tun wir uns da viel schwerer. Erst in meiner Tätigkeit als Gemeindepfarrer in Mannheim (1977-1992) wurde mir bewusst, dass eine große neue religiöse Gemeinschaft seit den 60er Jahren herangewachsen war: die Moslems. Doch zunächst schien es in Westdeutschland so, als hätten vor allem die Türken ihre kulturelle und religiöse Herkunft zu Hause gelassen. Wer machte sich schon Gedanken darüber, was denn die türkischen Arbeitnehmer und ihre Familien dachten, glaubten, in ihrer Freizeit taten? In der Hauptschule wurde ich dann mit dem Islam konfrontiert: türkische Kinder saßen bei mir im Religionsunterricht, weil damals noch kein Gedanke an einen islamischen Religionsunterricht verschwendet wurde. Eines Tages erreichte mich die Anfrage einer Familie, ob sie die Beschneidung ihres Sohnes bei uns feiern und dafür den Gemeindesaal anmieten könne. Ich habe dem zugestimmt – nicht ahnend, auf was ich mich einließ. 250 Personen waren angemeldet, aber die Kinder verdoppelten locker die Zahl der Gäste. Der Saal war überfüllt. Ich wusste auch nicht, dass die Beschneidung im Saal vorgenommen wurde. Ein großes, prachtvoll-kitschig geschmücktes Bett wurde aufgestellt. Nach dem Ritus wurde gefeiert, mit türkischer Musik – aber ohne Alkohol. Nachts endete das Fest. Ich war froh, dass der Gemeindesaal noch stand. Das sprach sich natürlich herum. Wenige Wochen später fand eine zweite Beschneidungsfeier statt. Dann folgten zwei eritreische Hochzeiten – Christen. Und nun das Überraschende: Noch mehr Menschen, ähnlich fremde Musik, ausgelassene Stimmung. Die Menschen tanzten auf den Tischen. In der gerade renovierten Küche kochten sie bei offenem Feuer Mokka. Auch das überstand das Gemeindehaus. Aber ich gebe zu: Meine Frau und ich blieben wach, bis die letzten Gäste das Gemeindehaus verlassen hatten.

Was ich da gelernt habe? Auch innerhalb der Christen ist interkulturelles Lernen vonnöten. Und: Wir gehören in einer Stadtgesellschaft zusammen. Diese Erkenntnis zu gewinnen, ist mit Anstrengungen verbunden – vor allem aber mit Begegnung! Wahrscheinlich haben diese Stunden im Gemeindehaus mehr zum gegenseitigen Verstehen beigetragen als viele schlaue Artikel. Gleichzeitig aber habe ich bemerkt, dass Integration sehr viel mehr ist als Anpassung: Integration bedeutet aus der Sicht des „Fremden“ zum einen, sich auf die Lebensverhältnisse der neuen Heimat einzulassen, zum andern aber auch Möglichkeiten zu finden, die eigenen Wurzeln, auch die religiösen Traditionen pflegen zu können. Integration ist also ein Wechselspiel zwischen Anpassung und Wahrung der eigenen Identität. Das gilt natürlich auch

für die „Einheimischen“ – auch sie/wir wollen Identität wahren, müssen sich/uns aber auch anpassen an die Veränderungen, die von „Fremden“, Einwanderern und Flüchtlingen, ausgehen.

Schon Anfang der 90er Jahre war es in manchen Stadtteilen in Mannheim so, dass in kirchlichen Kindergärten mehr muslimische als christliche Kinder betreut wurden. Es konnte niemanden überraschen, dass es damals schon zum Bau einer Moschee kam. Für mich war es selbstverständlich, für den Bau der Moschee einzutreten. Denn Moslems müssen die Möglichkeit haben, ein eigenes Gottes- und Gebetshaus zu bauen. Darum habe ich mit dafür gesorgt, dass die Evangelische Kirche Mannheim diesen Bau unterstützt. Tatsächlich wurde die Moschee 1995 eingeweiht, und der große Kronleuchter wurde von der evangelischen und katholischen Kirche gestiftet. Die Yanus-Sultan-Selim-Moschee ist der größte Moscheebau in Deutschland und steht gegenüber der katholischen Liebfrauenkirche. Bis heute ist mir nicht bekannt, dass von dieser Moschee irgendeine „Gefahr“ ausgeht. Vielmehr gehört diese Gemeinde zu denen, die ganz viel zum multireligiösen Leben beigetragen hat.

Während des Golfkrieges 1991 wurde mir noch einmal bewusst, wie wichtig die Bejahung des multireligiösen Zusammenlebens ist – um die Fundamentalisierung von Konflikten zu verhindern. Man erinnere sich, dass damals wie auch 2003 der Krieg auch als „Clash of civilisation“ verstanden wurde: als Krieg des christlich geprägten Westens gegen die islamische Welt.

Mit diesen Erfahrungen kam ich 1992 nach Leipzig – und fand zunächst eine Gesellschaft vor, in der „Religion“ kaum ein Thema und Ausländer eher ein Suchbild waren. Ja, die Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung möchte mit Religion nicht in Berührung kommen. Da herrscht oft das Vorurteil vor: Von Religion geht alles Verwerfliche aus – Intoleranz, Gewalt, Krieg. In den letzten Jahren hat sich einiges verändert: In den Großstädten ist nicht nur das jüdische Leben zurückgekehrt. Es gibt auch muslimische Gemeinden, neben vielen kleinen anderen religiösen Gruppen. Das Thema Islam, Religion bricht eruptiv immer dann auf, wenn eine Religionsgemeinschaft ein eigenes Gotteshaus wie die Moschee oder einen buddhistischen Tempel bauen will, oder wenn durch Flüchtlinge oder Einwanderer sich eine Religionsgemeinschaft vermehrt wie derzeit der Islam. Als die Ahmadiyya Gemeinde 2013 ankündigte, eine Moschee in Leipzig-Gohlis bauen zu wollen, kam es zu einem Aufschrei – nach dem Motto: Wir lassen unsere Stadt nicht islamisieren. Natürlich bemächtigten sich sofort Neonazis des Themas. Aber auch CDU-Politiker aus Leipzig wehrten sich gegen den beabsichtigten Bau.

Damals (Oktober 2013) haben Pfarrerin Taddiken und ich uns sehr früh in die Debatte eingeschaltet und eine Erklärung abgegeben:

Nun soll sie gebaut werden – die erste Moschee in Leipzig, die auch so aussieht. An sich sollte das ein völlig normaler Vorgang sein. Niemand kann in einem Staat, in dessen Verfassung Gott sei Dank die Meinungs- und Religionsfreiheit verankert ist, einer Glaubensgemeinschaft verwehren, ein Gotteshaus zu bauen. Im Gegenteil: Es ist sehr zu begrüßen, dass im Stadtbild sichtbar eine oder mehrere Moscheen errichtet werden. Dadurch können Bürgerinnen und Bürgern muslimischen Glaubens offen ihren Glauben leben und sich zum Gottesdienst treffen. Dass dieses möglich wird, sollte auch in unser aller Interesse liegen. Denn gerade diese Öffentlichkeit religiösen Lebens erleichtert es, die Diskussionen und Debatten zu führen, die zu führen sind – und dabei die Vorurteile und Ängste abzubauen, die sich in den jetzigen Protesten gegen den Bau regen.

... Zur Integration von Menschen aus anderen Kulturkreisen gehört, dass sie ihre religiösen Überzeugungen frei und ungehindert leben können. Alles andere würde auch unseren demokratischen und rechtsstaatlichen Verfassungsgrundsätzen widersprechen. Dass alle diese zu respektieren haben, versteht sich von selbst. Dass in islamisch geprägten Ländern die Religions- und Glaubensfreiheit sich noch nicht durchgesetzt hat und in nicht wenigen dieser Länder Christen verfolgt werden, darf nicht dazu führen, dass wir in unserer Stadt dieses schändliche Verhalten kopieren. Gerade weil wir in einem freien Land leben, ist es zwingend, dass es in Leipzig neben dem Neubau der katholischen Propsteikirche auch bald eine Moschee und einen buddhistischen Tempel gibt. ...

Inzwischen hat sich die Debatte in Leipzig sehr versachlicht. Der Moscheebau wird kommen – und er wird nicht der einzige bleiben. Interessant ist, dass die meisten Menschen, die Angst vor dem Islam haben, noch nie eine Moschee betreten haben oder einen Moslem persönlich kennen. Darum ist Begegnung so wichtig. Dem diente in unserem Jubiläumsjahr 2012 das interreligiöse Fest innerhalb unseres Jubiläums „800 Jahre THOMANA“. Wir waren damals der Überzeugung: Wenn wir heute auf 800 Jahre Thomaskirche zurückblicken, dann müssen wir auch auf die gegenwärtige Situation von Religion in unserer Stadt sehen. Dies können wir aber nicht allein, sondern nur mit den Religionsgemeinschaften. Wir haben rund um den Thomaskirchhof die Geschäfte und Gaststätten angefragt, ob sie an einem Experiment mitwirken: Nach der Samstag-Motette sollten die Religionsgemeinschaften die Möglichkeit haben, sich in einem der Geschäfte vorzustellen. Abschließend sollte abends es zu einem interreligiösen Gebet in der Thomaskirche kommen. Fast alle Geschäfte haben mitgemacht und schließlich 15 Kirchen und Religionsgemeinschaften, darunter die Orthodoxen, Katholiken, Israelitische Religionsgemeinschaft, Bahai, Veedische Gemeinde und die Takwa Moschee. Als Vorgabe für den Gottesdienst gab es nur Folgendes: Es gibt am Anfang und Schluss ein Orgelstück, die Begrüßung macht die Thomaskirche und am Schluss soll jede Religionsgemeinschaft das bei ihr übliche Segenswort sprechen. Ansonsten hat jede Religionsgemeinschaft fünf Minuten Zeit, sich vorzustellen: musikalisch, mit Texten oder Gebeten. So kam es, dass der Imam Suren aus dem Koran am kleinen Altar in der Thomaskirche gesungen hat. Was ist passiert? Nichts! Oder: ganz viel. Inzwischen gibt es einen wunderbaren Austausch zwischen Takwa-Moschee und Thomaskirche. Aber auch die interkulturellen Wochen werden mit einer interreligiösen Veranstaltung eröffnet. Warum

machen wir das? Wir verstehen die interreligiöse Begegnung als wichtigen Teil der Integration. Außerdem ist uns bewusst: Auch wenn wir uns nicht begegnen: die Menschen, die Muslime leben unter uns.

Darum ist es in meinen Augen ein „KopfindenSandstecken“, wenn gesagt wird: Wir wollen kein Multikulti. Dahinter verbirgt sich nichts anderes als eine gefährliche „Verleugnung der Wirklichkeit“ oder die Bockigkeit eines Palmström (Christian Morgenstern), der messerscharf meinte schließen zu können, „*das nicht sein kann, was nicht sein darf.*“ Aber danach werden wir nicht mehr gefragt. Die Menschen sind hier. Die Aufgaben stehen an. Darum entbehrt der Name „Pegida“ nicht einer gewissen Lächerlichkeit: „*Europäische Patrioten gegen die Islamisierung des Abendlandes*“. Unser Problem ist doch nicht die Islamisierung des Abendlandes. Unser Problem ist, wie wir die Grundwerte des christlichen Glaubens in einer multireligiösen Gesellschaft leben, wie wir unser Christsein gestalten, wie wir Glauben bilden und glaubwürdig bleiben. Denn all dies ist eine notwendige Voraussetzung, um anderen Religionen auf Augenhöhe zu begegnen. Doch nicht nur der Name „Pegida“ ist lächerlich. Ziemlich absurd und gefährlich ist das Auftreten dieser Bewegung. Da schwingen sich Leute zur Verteidigung des Abendlandes auf, die keine Ahnung von den Traditionen, auch den religiösen Traditionen des Abendlandes haben, die frech jeden Montag die Kulisse der Dresdner Frauen- oder Hofkirche nutzen, um ihrem dumpfen Gebrüll „Volksverräter“, „Lügenpresse“, „Orbán“ eine quasi religiöse Aura zu vermitteln.

Denken wir zum Schluss an den Scheinriesen Tutur aus dem Kinderbuch „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“. Dieser Scheinriese erschien nur solange beängstigend groß, solange er weit entfernt war. Je näher Jim Knopf ihm kam, desto kleiner wurde er und schließlich entpuppte er sich als ein freundlicher alter Herr. Nähern wir uns also den so fremden Religionen, anstatt uns vor dem abzuschotten, was wir (noch) nicht kennen. Denn nur, was ich nicht kenne, macht mir Angst. Nähern wir uns den Menschen, die so ganz anders glauben als wir selbst, um aus ihnen kein Monster zu machen, sondern um in ihnen als erstes das zu erkennen, was sie sind: ein Geschöpf Gottes, genau wie wir selbst.

Christian Wolff, Pfarrer i.R.

www.wolff-christian.de